

JOUKJE AKVELD
DJENNÉ FILA



Aus dem Niederländischen von Eva Schweikart

FREIES GEISTESLEBEN

Inhalt

- 11 vor 200.000 Jahren, Botswana
Dikdik
- 14 vor 14.000 Jahren, Argentinien
Riesenfaultier
- 16 vor 6.000 Jahren, Peru
Alpaka
- 18 340 vor Christus, Griechenland
Pfau
- 20 30 vor Christus, Ägypten
Aspisviper
- 24 278, Italien
Löwe
- 27 552, Türkei
Seidenraupe
- 30 1080, England
Pferd
- 32 1347, Sizilien
Ratte & Laus
- 35 1457, Frankreich
Schwein
- 38 1510, Indien
Kuh
- 40 1596, Nowaja Semlja, Russland
Eisbär
- 42 1680, Japan
Pottwal
- 45 1796, Frankreich
Hund Fortuné
- 48 1820, Neuseeland
Kakapo



- 
- 51 1850, Südafrika
Quagga
- 53 1859, Australien
Känguru & Kaninchen
- 56 1916, Belgien
Taube
- 60 1923, Nordamerika
Huhn
- 62 1942, Niederlande
Katze I Moortje
- 65 1961, Nordamerika
Schimpanse Nummer 65 (Ham)
- 69 1980, Deutschland
Zebrafisch
- 72 1994, Ruanda
Berggorilla
- 75 1998, Island
Orca Keiko
- 78 2014, Malaysia
Riesenpanda Feng Yi
- 81 2018, Kenia
Nördliches Breitmaulnashorn Fatu
- 84 2019, China
Javanisches Schuppentier
- 86 2021, Madagaskar
B. nana
- 90 2022, Südafrika
Katze II Josef

Die Tiere haben das Wort

ES IST SCHWER VORSTELLBAR.

DENN MEHR ALS ACHT MILLIARDEN EXEMPLARE LASSEN SICH NICHT EINFACH
IGNORIEREN.

UND DOCH WAR DIE ERDE EINST EIN MENSCHENLOSER PLANET.

Als das Universum vor fast 14 Milliarden Jahren mit Knall und Peng und Bumm entstand, war von der Erde noch nichts zu sehen. Und als sie dann vor 4,5 Milliarden Jahren existierte, war sie unbewohnt wie ein leeres Haus. Dieser Leerstand dauerte Hunderte Millionen Jahre.

Die ersten Bewohner waren bakterienähnliche Einzeller, später zogen Vielzeller wie Schwämme ein. Ehe ein Dinosaurier, ein Mammut oder eine Säbelzahnkatze anklopfte, verging viel Zeit. Und noch mehr, ehe eine Art die Schwelle überschritt, die die Erde auf eine Weise verändern sollte wie keine andere: der Mensch. Er stammte von einem affenähnlichen Wesen ab und war zunächst ein Tier unter Tieren. Dann lernte er, Speere zu fertigen, um andere Tiere damit zu töten – und stellte sich damit eine Stufe über sie.

Im Laufe der Zeit lernte der Mensch noch mehr. Er legte Felder und Straßen an. Er baute Hütten, Häuser und Paläste. Er rodete Wälder und legte Wasserflächen trocken. Alles, um sich das Leben einfacher und angenehmer zu machen. Seine Fantasie war grenzenlos. Und was er erdachte, schuf er auch. Das Rad, die Uhr, den Buchdruck. Flugzeuge und Antibiotika. Currywürste, Zahnprothesen, Brutkästen, Kreuzworträtsel und Kalaschnikows. Innerhalb von 200.000 Jahren entwickelte sich der Mensch vom klugen Affen zum «Haupttier» der Erde. Dabei entfernte er sich immer weiter von den anderen Tieren.

Wir heutigen Menschen müssen uns kaum noch damit auseinandersetzen, dass das Filet auf unserem Teller einmal zu einem lebendigen Huhn gehört hat. Dass die Schuhe, die wir tragen, die Medikamente, die wir schlucken, und die Möglichkeit, mit Raketen zum Mond zu fliegen, den Tieren zu verdanken sind, mit denen wir die Erde teilen.

Die Tiere waren die ganze Zeit da. Als stumme Zeugen saßen sie in der ersten Reihe. Sie sahen, wie der Mensch in Afrika entstand. Sie rannten um ihr Leben, nachdem er sich als Jäger entpuppt hatte. Und sie zogen den Pflug, als er sesshaft geworden war und Ackerbau betrieb. Tiere spielten eine wichtige Rolle, wenn Kaiser oder Königinnen ihre Macht zur Schau stellen wollten. Ritter saßen auf ihrem Rücken, Gläubige warfen sich ihnen zu Hufen, und Soldaten verließen sich auf ihre Flugkünste, wenn sie auf dem Luftweg Hilferufe sandten.

Du ahnst es: Ohne Tiere ist die Geschichte des Menschen unvollständig. Deshalb geht es in diesem Buch um sie. Und da wir Menschen unsere Geschichte oft genug erzählt haben, sind nun die Tiere an der Reihe.

Schlussbemerkung:

Dieses Buch beginnt und endet in Afrika, die 29 Tiere aber, die zu uns sprechen, kommen von überallher. Ihre Schilderungen beginnen vor 200.000 Jahren und reichen bis heute. Manche Tiere blicken zurück, andere sind mitten im Geschehen, und wieder andere schauen hoffnungsvoll nach vorn. Jedes steht in einer bestimmten Beziehung zum Menschen. Es ist Feind oder Familienmitglied, Massenprodukt oder Mythos, Klimaopfer oder Krankheitsüberträger und noch vieles mehr.

DARUM IST ES ZEIT, DASS WIR EINMAL SCHWEIGEN
UND DIE SEITE UMBLÄTTERN.
DIE TIERE HABEN DAS WORT.





Dikdik

— vor 200.000 Jahren, Botswana

«Siehst du den Leoparden in dem Baum?»
«Was ist mit ihm?»
«Es sieht aus, als ob er schläft, aber täusch dich nicht. Er ist schnell wie der Wind. Lautlos wie ein Schatten. Seine Zähne sind spitzer als die spitzesten Dornen. Wir essen Laub, der Leopard isst Dikdiks. Halt dich von ihm fern.»

«Ja, Mama.»

«Hörst du das Koo-ie-koo-ie da oben?»

«Was ist das?»

«Der Ruf des Kronenadlers. Sein Zuhause ist die Luft, aber täusch dich nicht. Er ist schneller am Boden als die schwerste Frucht vom Leberwurstbaum. Und hat er dich erst mal in den Klauen, dann lässt er dich nicht mehr los.»

«Isst der Kronenadler auch Dikdiks?»

«Er hat dein Schwesterchen geholt. Versteck dich im Gebüsch, wenn du ihn siehst.»

«Schau mal, das Gras! Da kann ich schön rennen!»

«Renn und spring, mein Kind, aber sei immer auf der Hut.»

«Vor wem?»

«Vor dem Felsenpython. Man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht. Unbeweglich liegt er im Gras. Als wäre er tot, aber täusch dich nicht. Aus seiner erstickenden Umarmung kommst du nie mehr frei.»

«Riechst du das?»

«Den seltsamen Geruch?»

«Hyänenkacke. Schau, da liegt sie.»

«Die ist ja weiß!»

«Weil Hyänen gern Knochen zerkauen.»

«Auch Dikdikknöchen?»

«Ja, mein Kind. Auch die.»

«Gehen wir jetzt zum Fluss? Ich habe Durst.»

«In Ordnung, aber pass gut auf.»

«Warum?»

«Im Wasser lauert Gefahr. Das Krokodil lässt sich treiben, reglos wie ein Baumstamm. Aber täusch dich nicht, es ist beileibe kein Baumstamm. Mit seinen gezackten Zähnen zerrt es dich unter Wasser. Kein Tier ist je wieder lebend aufgetaucht.»

«Ich habe, glaube ich, doch keinen Durst.»

«Und die Tiere dort auf dem Hügel, Mama?»

«Du meinst die auf zwei Beinen?»

«Zerren sie mich auch unter Wasser? Zerkauen sie meine Knochen? Umarmen sie mich, bis ich erstick?»

«Nein, das machen sie nicht.»

«Haben sie vielleicht Zähne oder Klauen, mit denen sie mir weh tun?»

«Nicht der Rede wert.»

«Sind sie schnell? Lautlos? Stark?»

«Auch nicht.»

«Also kann ich zu ihnen?»

«Das doch lieber nicht. Sie haben schon welche von uns getötet.»

«Ohne Zähne, ohne Klauen?»

«Sie nehmen Stöcke und Steine dafür.»

«Weil sie allein zu schwach sind, um uns Böses zu tun.»

«Du hast es verstanden, mein Kind. Der Leopard, der Kronenadler, der Felsenpython, die Hyäne und das Krokodil sind unsere Feinde, überall und jederzeit. Aber die auf dem Hügel ... die solltest du auch im Auge behalten. Selbst wenn von ihnen nicht die größte Gefahr ausgeht.»



DAS TIER ALS NAHRUNG

Die ersten Menschen lebten in Afrika. Wo genau, hängt davon ab, wen man fragt. Manche Wissenschaftler sagen, es war in einem Tal in Äthiopien. Andere behaupten, es war in Botswana im südlichen Afrika. Auch auf die Frage, wann genau es die ersten Menschen gab, hat die Wissenschaft unterschiedliche Antworten. War es vor 200.000 Jahren, oder ist es gar schon 300.000 Jahre her? Mit jedem neuen Fossilienfund verschiebt sich die Menschheitsgeschichte ein Stück weiter zurück. Die beiden Dikdiks in diesem Kapitel sind dem *Homo sapiens* in Botswana begegnet. Und der *Homo sapiens* war nicht der erste Mensch auf Erden. Du musst dir das so vorstellen: Vor langer, langer Zeit gab es eine prähistorische Affenmutter mit zwei Töchtern. Die eine wurde die Vorfahrin der heutigen Menschenaffen, die andere unsere. Zwischen uns und jener prähistorischen Affenmutter steht ein Stammbaum mit vielen Seitenästen, und nur ein Ast führt zum *Homo sapiens*, der vor 200.000 Jahren nicht die einzige Menschenart war. So wie es heute unterschiedliche Arten von Menschenaffen gibt, so gab es früher unterschiedliche Arten von Menschen. Etwa den Neandertaler und den *Homo erectus*. Warum beginnt dieses Buch dann mit dem *Homo sapiens*? Weil nur er über die Zeiten hinweg Bestand hatte. Ich, du, der Gemüsehändler, deine Klavierlehrerin, das Mädchen, das so gut skaten kann, der Mann, der einen Krieg angefangen hat – alle Menschen, die heute auf der Erde leben, gehören der einen Art an, die damals in Afrika entstanden ist. Die anderen Menschenarten sind allesamt **ausgestorben**.

Die ersten Vertreter der Art *Homo sapiens* waren Sammler und Jäger. Sie zogen in kleinen Gruppen umher, sammelten Früchte, Nüsse und Knollen und machten Jagd auf Tiere, weil sie deren Felle, Knochen und Fleisch haben wollten. Sie verschmähten es auch nicht, verendete Tiere zu essen. Der Mensch der Frühzeit unterscheidet sich stark vom heutigen. Vor allem darin, dass er Teil einer Nahrungskette war. Er war weder der Stärkste noch der Schwächste. Er war Jäger, aber auch Beute. Auf seinem Speiseplan standen Tiere, und er wiederum stand auf dem Speiseplan von Tieren.

Als Jagdwaffen dienten ihm Steine und Speere. Er kannte das Feuer und wusste, dass es wilde Tiere fernhält. Wenn es zum Kampf zwischen Mensch und Tier kam, stand der Sieger nicht von vornherein fest. Manchmal erbeutete ein Mensch eine Antilope, ein andermal ein Löwe einen Menschen. Man könnte sagen, unsere frühen Vorfahren waren Tiere unter Tieren. Genauso verwundbar und stets auf der Suche nach Nahrung.

👁 Wie kommt es, dass heute verschiedene Menschenaffenarten existieren (Gorilla, Schimpase, Orang-Utan, Bonobo), aber nur eine einzige Menschenart übrig blieb? Und warum der *Homo sapiens*? Dazu gibt es mehrere Theorien. Als der *Homo sapiens* sich vor etwa 70.000 Jahren von Afrika aus aufmachte, um Europa und Asien zu erkunden, begegnete er anderen Menschenarten wie etwa dem Neandertaler.

Theorie 1 zufolge vermischten die beiden sich, indem sie zusammen Kinder bekamen. Trifft diese Theorie zu, dann ist der moderne Mensch kein reiner *Homo sapiens*, sondern eine Mischung verschiedener Arten.

Theorie 2 besagt, dass die Menschenarten sich zu stark unterschieden, um gemeinsame Kinder zu haben. Oder aber, dass die Nachkommen unfruchtbar waren. So wie eine Pferdestute und ein Eselhengst zusammen ein Maultier zeugen können, das aber selbst nicht fortpflanzungsfähig ist. Die Befürworter von Theorie 2 glauben, dass der *Homo sapiens* den anderen Menschenarten zahlenmäßig überlegen war, sodass es für Letztere immer schwieriger wurde, sich zu behaupten. Sprich: Von ihnen gab es immer weniger, bis sie am Ende **ausgestorben** waren. Gut möglich, dass der *Homo sapiens* dabei etwas nachgeholfen hat, indem er sie tötete.

Theorie 3 schließlich ist eine Kombination aus den Theorien 1 und 2. Sie geht davon aus, dass es zwar zu einer Vermischung der Arten kam, der *Homo sapiens* die anderen aber verdrängte, sodass am Ende nur er übrig blieb.

Vor einiger Zeit hat man in menschlicher DNA (also im Erbgut) Neandertaler-Gene entdeckt. Das deutet darauf hin, dass entweder Theorie 1 oder Theorie 3 zutrifft. Und dass deine Klavierlehrerin vielleicht ein Fitzelchen Neandertaler in sich trägt. Oder auch *Homo erectus* ...





Riesenfaultier ▶

Riesenfaultier

— vor 14.000 Jahren, Argentinien

Was ich neulich erlebt habe! Ich bin noch wie benommen davon. Wir hatten gerade den Waldrand erreicht, und ich war froh, endlich dort zu sein. Tagelang waren wir über die Ebene getrottet. Sie wollte kein Ende nehmen. Und nichts zu essen außer hier und da eine verdorrte Yucca oder eine Agave. Die ganze Zeit wehte ein warmer Wind. Ein Wind, der unter die Haut geht. Seltsam eigentlich ... so warm ist es sonst nicht. Unser Fell ist lang und dicht. Länger und dichter als das von Wasserschweinen und auch als das der Säbelzahnkatzen. Ein Fell, das man im Winter gut gebrauchen kann. Aber dieser Winter fühlt sich an wie sein Gegenteil. Es kam uns vor, als würden sogar unsere Knochen schwitzen. Darum atmeten wir im Schatten der Bäume auf. Abkühlung! Und Essen! Wir mussten dringend unsere Mägen füllen. Wahrscheinlich lag es am Hunger, dass unsere ganze Aufmerksamkeit den Bäumen galt. Sie waren üppig belaubt, manche trugen sogar Früchte. Ich stellte mich auf die Hinterbeine und bog mit den Klauen den ersten Zweig herab. Rasch mit der Zunge die Blätter abstreifen, kauen, schlucken ... Ich achtete auf nichts anderes mehr. Niemand von uns achtete auf etwas anderes. Es gab nur noch uns und das Laub. Kein Wunder, dass alle furchtbar erschrecken, als plötzlich eines der Jungen schrie. Es gehörte einem Weibchen, das zum ersten Mal Mutter geworden war. Mir war schon vorher aufgefallen, dass sie sich damit schwertat. Manchmal schien sie zu vergessen, dass sie ein Kind hatte, auf das es aufzupassen galt. So auch jetzt: Sie stand bei uns, und ihr Junges war ein Stück weitergelaufen. Als wir hinsahen, lag es schon am Boden. Sogar aus der Entfernung war zu erkennen, dass es blutete. Eine Säbelzahnkatze? Ich blickte mich um, aber da war keine. Nur ein kleines Tier sah ich, es stand auf den Hinterbeinen und hatte etwas in den Klauen. Damit schlug es auf das Junge ein. Wir stürmten hin. Nun ja, stürmten trifft es nicht so ganz. Wir sind Faultiere, sehr schnell ging es also nicht. Das kleine Tier ergriff die Flucht. Logisch, denn wir waren in der Überzahl und weitaus größer. Für das Junge konnten wir nichts mehr tun. Es hatte schon einen glasigen Blick. Seine Mutter leckte es noch ab, aber es hatte so viel Blut verloren, da half kein Lecken mehr. Wir kehrten zu den Bäumen zurück. Um endlich unsere Mägen zu füllen. Aber meine Gedanken glitten ab. Was für ein Tier war das gewesen? Wie konnte es bei seiner geringen Größe so viel Kraft haben? Nachdenklich streifte ich die Blätter von einem weiteren Zweig. Dann seufzte ich. Jetzt wehte er auch schon hier ... der warme Wind.



👁 **Klimawandel** – dieses Wort hört man tagtäglich in den Nachrichten. Um etwas Neues geht es dabei allerdings nicht. Die Erdgeschichte ist seit jeher eine Abfolge von Eiszeiten und wärmeren Zwischenphasen (Glaziale und Interglaziale genannt). Einmal sanken die Temperaturen, ein andermal stiegen sie. Bis vor einiger Zeit hatten diese Veränderungen ausschließlich mit der Sonnenaktivität, mit Vulkanausbrüchen und Meteoriteneinschlägen zu tun. Sie bewirkten, dass Tierarten massenhaft ausstarben. Wie etwa die Dinosaurier. Vor 66 Millionen Jahren krachte ein Asteroid auf unseren Planeten. Dadurch wurden ungeheure Mengen Staub in die Atmosphäre gewirbelt. Auf der Erde wurde es dunkler, die Temperaturen fielen so stark, dass viele Pflanzen nicht mehr wachsen konnten. Infolgedessen starben die pflanzenfressenden und nach ihnen die fleischfressenden Dinosaurier aus. Insgesamt verschwanden etwa 75 Prozent allen Lebens von der Erde. Später gewannen andere Tiere die Oberhand: die Säugetiere. Man kann also sagen: Wären die Dinosaurier nicht ausgestorben, hätte es vielleicht nie Menschen gegeben. Die letzte Eiszeit ging vor etwa 12.000 Jahren zu Ende. Das bedeutete den Niedergang vieler Großtiere (Megafauna) wie dem Riesenfaultier. Seitdem befinden wir uns in einem Interglazial. Heißt das nun, dass eine neue Eiszeit bevorsteht? Ja, aber bis es soweit ist, vergehen noch gut 15.000 Jahre. Derzeit steigen die Temperaturen auf der Erde noch. (Woher das kommt, steht im Kapitel über den Eisbären.)

DAS TIER ALS KLIMAOPFER (ODER DOCH NICHT)?

Millionen Jahre lang trotteten Riesenfaultiere über die Grasebenen von Südamerika.

Gruppenweise zogen sie durch bewaldete Gebiete nordwärts und gelangten über die mittelamerikanische Landbrücke nach Nordamerika. Dort starben sie vor etwa 10.000 Jahren nahezu aus. Nahezu, aber nicht ganz, denn einige wenige überlebten auf Inseln in der Karibik. Die letzten Exemplare starben vor rund 4.200 Jahren. Das Riesenfaultier, seiner Lebensweise wegen auch Bodenfaultier genannt, gehörte zur Megafauna des Pleistozäns. Das Pleistozän ist ein Erdzeitalter, das vor 2,5 Millionen Jahren begann und bis vor 11.700 Jahren andauerte. Kalte und wärmere Phasen wechselten sich auch damals ab, und jeder Kontinent hatte seine eigenen Großtiere. In Eurasien lebten Wollhaarmammuts und Wollnashörner, in Nordamerika Säbelzahnkatzen und Höhlenlöwen und in Australien Beutelwölfe und riesenhafte Kängurus.

Das Riesenfaultier war als gutmütiger Vegetarier in den beiden Amerikas unterwegs. Es kam in verschiedenen Arten vor, eine davon war elefantengroß. Sein kräftiger Schwanz sorgte für die Balance, wenn es sich auf die Hinterbeine stellte, um an das Laub von Bäumen zu kommen. Auffällig waren auch seine langen hakenförmigen Krallen. Sie verhinderten, dass das Tier die Pfoten flach aufsetzen konnte, darum ging es auf den Seitenkanten der Füße. Das wiederum erklärt seinen trägen Gang. Genau wie seine sehr viel kleineren Nachfahren, die heute in den Wäldern Mittel- und Südamerikas in den Bäumen hängen, war das Riesenfaultier kein Schnelldäuser. Daher verwundert es nicht, dass es ausstarb, nachdem sich der *Homo sapiens* in seinem Lebensraum breitgemacht hatte. Für ihn dürfte das langsame Tier eine leichte Beute gewesen sein. Oder doch nicht?

Wo der Mensch auftauchte, verschwand die Megafauna – diese Aussage hört oder liest man oft. Aber stimmt sie auch? Darüber sind die Wissenschaftler sich uneinig. Sie bilden sozusagen zwei Lager. Der Höhlenbär, der Schattenwolf und der Elefantenvogel wurden von den Menschen ausgerottet, sagt man im ersten Lager. Nein, tönt es aus dem zweiten, Klimaveränderungen waren die Ursache. Denn zum Ende des Pleistozäns hin stiegen die Temperaturen in eine Höhe, mit der die großen Urtiere nicht mehr zurechtkamen. Aber wie, so fragt man im ersten Lager, konnten sie dann frühere Warmzeiten überstehen? Es muss also doch der Mensch gewesen sein. Schließlich hat man Riesenfaultierknochen mit Schnittspuren gefunden, und die können nur von Menschen stammen. Mag sein, sagen die Wissenschaftler des zweiten Lagers, aber die Menschen in Europa, Amerika und Australien lebten damals in Einklang mit der Natur und hätten niemals irgendwelche Tierarten komplett ausgerottet. Es waren ganz bestimmt die steigenden Temperaturen. Die sorgten dafür, dass die Grasebenen und die kühlen Wälder verschwanden, mit anderen Worten: der Lebensraum der Riesenfaultiere. Gut möglich, dass der jagende Mensch letztlich den Ausschlag gegeben hat, aber der Hauptgrund für die Aussterbewelle war der **Klimawandel**.

Und so zanken die Lager sich weiterhin. Das ist ja gerade das Interessante an der Wissenschaft. Sie schreitet voran, bis man weiß, wie es wirklich war (oder es zu wissen glaubt).



Alpaka

— vor 6.000 Jahren, Peru

Nicht dass wir gefragt würden. Uns fragt niemand. Aber wenn doch jemand wissen wollte, wie das ist – Alpaka zu sein so hoch in den Bergen –, dann würden wir sagen: «Danke der Nachfrage. Hier oben ist es wunderbar. Die Luft schön dünn, der Boden herrlich sumpfig, an Nahrung kein Mangel. Aber um ganz ehrlich zu sein: Es ist auch ein bisschen langweilig.» Danach würde eine ohrenbetäubende Stille eintreten. Eine Stille, die den Andenmeisenschlüpfer erdrückt und das Meerschweinchen lähmt. Langweilig? Wieso langweilig?

Ja ja, schon klar. Wir haben natürlich keinen Grund zu klagen. Hänge voller Gras, gegen die Kälte ein warmes Fell. Und wenn das im Sommer zu jucken anfängt, helfen die Menschen uns, es loszuwerden.

Wirklich, wir Alpakas haben absolut überhaupt gar keinen Grund, unzufrieden zu sein.

Trotzdem ...

Kennst du das Gefühl? Dieses innerliche Kribbeln? Kein Jucken wie von einem Fell, das runtermuss, sondern etwas tief unter der Haut? Es singt und braust. Es schäumt und blubbert. Man platzt fast auseinander, so wild geht es da drinnen zu. Man möchte mit dem Kondor bis zu den Sternen fliegen. Sich im hohen Gras wälzen wie die Brillenbärin mit ihrem Jungen. Die Beine sind gespannt wie Federn. Sie wollen springen und rennen, durch die ganzen Anden und wieder zurück. So ein Gefühl haben wir manchmal.

Das heißt, ziemlich oft. Im Grunde fast immer.

Aber das alles geht nicht. Durch die Anden springen und rennen. Sich im hohen Gras wälzen. Und die Sterne sind außer Reichweite, denn wir Alpakas stehen hinter einem Zaun.

Das war nicht immer so, sagt der Kondor. Die Täler, die verschneiten Gipfel, die Seen und die Vulkane, ja, die gibt es seit Kondorgedenken. Aber den Zaun nicht, der war auf einmal da. Und wir dahinter. Brillenbären auf der einen Seite, wir auf der anderen. Warum?

Das weiß nicht einmal der Kondor.

Alpakas gehören zu den Menschen, zwitschert der Andenmeisenschlüpfer. Und das Meerschweinchen quiekt es nach.

Es stimmt auch. Die Menschen geben uns Wasser. Wenn wir krank sind, päppeln sie uns auf. Und wenn wir unsere Weide abgegrast haben, wird der Zaun umgesetzt.

Das finden wir alles super.

Wirklich wahr, wir wissen es zu schätzen.

Nur ... der Zaun ist eben immer zu.

Weißt du, wir wären so gern einmal Vikunjas. Und sei es nur für einen Tag. Der Kondor und die Brillenbärin sind großartig, aber völlig andere Tiere als wir. Nicht so die Vikunjas. Sie sind ein bisschen kleiner, ein bisschen scheuer, und ihr Fell ist nicht ganz so dicht, aber ansonsten sind sie genau wie wir.

Bis auf eines: Vikunjas gehören auf die andere Seite. Sie können springen und rennen, wann immer und wohin sie wollen. Vikunjas können nach den Sternen greifen, weil sie Alpakas ohne Zaun sind.



DAS TIER ALS FABRIK

Irgendwann begann der *Homo sapiens*, von Afrika aus die Welt zu erkunden: Asien und Europa, Amerika und Australien. Und die ganze Zeit über lebte er vom Jagen und Sammeln. Bis er vor 10.000 Jahren sesshaft wurde und Landwirtschaft betrieb. Sesshaft wurde der *Homo sapiens* natürlich nicht von einem Tag auf den anderen. Doch um etwa 8.000 vor Christus kam es zu einem Umbruch, der das Leben des Menschen grundlegend verändern sollte. Was ging da vor sich? Die letzte Eiszeit war vorbei. Auf der Erde war es wärmer. Und angenehmer. Nicht nur für die Menschen. Auch für die Tiere, die nicht mehr ständig umherzuziehen brauchten, um Nahrung zu finden. Und auch viele Pflanzen gediehen im nun milderen Klima besser. Die Menschen betrachteten die Pflanzen näher. Ließen sich jene, von denen sie sich ernährten, vielleicht anbauen? Dann müssten sie sich nicht immer wieder zum Sammeln aufmachen. Danach betrachteten sie die Tiere in ihrer Umgebung. Waren darunter vielleicht welche, die man zähmen konnte? Dann müssten sie künftig nicht mehr hinter ihnen herrennen.

Die Entwicklung, in deren Verlauf der Mensch vom nomadischen Jäger und Sammler zum sesshaften Bauern wurde, nennt man **neolithische Revolution**. Und der Prozess, bei dem aus wilden Tieren zahme wurden, heißt Domestikation. Nicht alle Tiere lassen sich zähmen. Versuch das mal bei einem Känguru oder einer Giraffe! Bei anderen jedoch klappte es. Das Wildschwein wurde zum Hausschwein, der Auerochse zum Hausrind, das

Bankivahuhn zum Haushuhn und das Mufflon zum Hausschaf.

Die Menschen domestizierten Tiere zu unterschiedlichen Zwecken. Pferde, Dromedare und Asiatische Elefanten sollten Lasten tragen, Hunde die Herden bewachen, Schweine und Kühe Fleisch liefern. Schafe und Lamas hielt man ihrer Wolle wegen, und Katzen sollten Ratten und Mäuse fangen. Solche Tiere, die der Mensch hält, um Nutzen aus ihnen zu ziehen, werden Nutztiere genannt. Das älteste domestizierte Tier ist der Hund, er stammt vom Wolf ab. Um aus Wölfen Hunde zu züchten, wählte der Mensch vor 10.000 Jahren die kleinsten und am wenigsten aggressiven Wölfe aus und sorgte dafür, dass sie sich untereinander fortpflanzten. Vom Nachwuchs wurden wiederum die kleinsten und am wenigsten aggressiven Exemplare für die nächste Zucht ausgewählt. Und so ging es weiter, denn Domestikation ist ein langsamer Prozess. Aber nach einer gewissen Zeit hatte der Mensch dann seinen Wachhund. Und wieder eine Zeit später seinen Pudel, Dackel oder Labrador.

Einige Vorfahren unserer domestizierten Tiere existieren nicht mehr, wie etwa der Auerochse. Den Wolf aber gibt es noch. Ebenso das Vikunja. Es gehört zur Familie der Kamele und lebt an den steilen Hängen der Anden. Wer seine zahmen Nachfahren sind? Die Alpakas, die man wegen ihrer isolierenden Wolle hält, die siebenmal wärmer ist als Schafwolle.



- 👁 Die **neolithische Revolution** nahm in Vorderasien ihren Anfang, in dem fruchtbaren Gebiet zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris. Danach erfasste sie die ganze Welt. Aber nicht, indem die Menschen auf Reisen gingen, um ihre Erkenntnisse über Ackerbau und Viehzucht zu verbreiten. Nein, es geschah von selbst, und zwar in verschiedenen Gegenden der Erde gleichzeitig. So kam es, dass man in China mit Reisanbau und Schweinehaltung begann, während man in Peru erstmals Kartoffeln anpflanzte und Lamas und Vikunjas hielt. Das sesshafte Leben bot den Vorteil, dass zuverlässig Nahrung vorhanden war. Die Menschen brauchten sich nicht mehr zu sorgen, ob sie am nächsten Tag etwas zu essen hatten, so wie früher, als sie noch Jäger und Sammler gewesen waren. Und die neolithische Revolution bewirkte zugleich etwas sehr Wesentliches: Die Weltbevölkerung begann stärker zu wachsen.

Pfau

— 340 vor Christus, Griechenland

Schau her, schau nur her. Etwas Besseres bekommst du nicht geboten. Von allem, was hier kreucht und fleucht, bin ich der Allerschönste. Hochmütig? Tja, das ist deine Meinung. Ich selber sehe es etwas anders. Die Vogelbande hier macht doch nichts her! Wer genau, fragst du? Hmmm, hast du kurz Zeit?

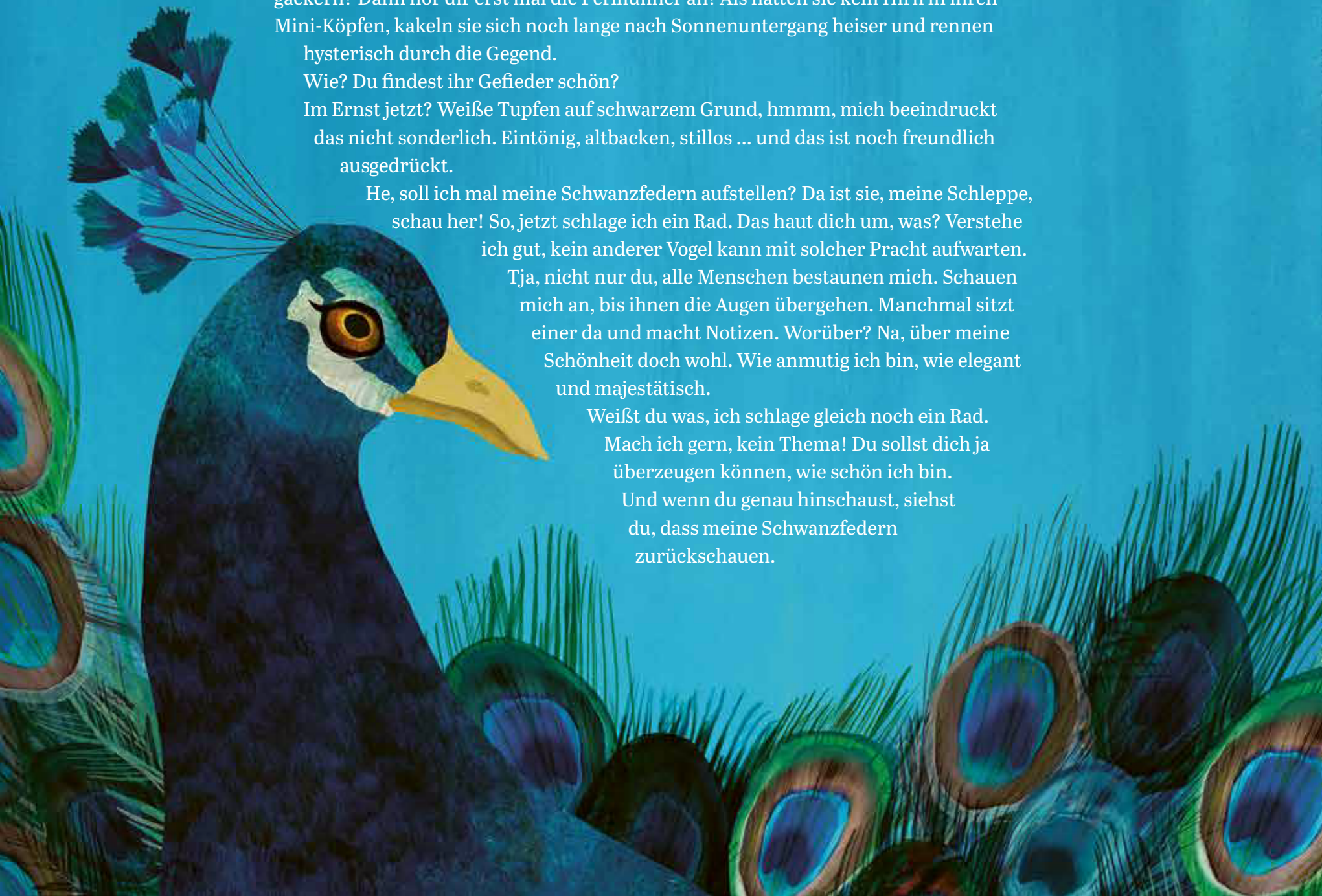
Fangen wir links in der Voliere an: mit den Nilgänsen, die man auch Ägyptische Gänse nennt. Sehr gewöhnliches Volk. Plattfüße, kurzer Hals – da ist nicht viel Gänseartiges dran. Sehen eher wie Enten aus. Und so reizlos braun. Ganz zu schweigen von dem Lärm, den sie machen. Unfassbar, dass die alten Ägypter etwas für die übrighatten, war aber wohl so. Angeblich wurden sie sogar für heilig erklärt. Boten zwischen Himmel und Erde, irgend so was. Ein Wahnsinn, die Leute müssen blind oder blöd gewesen sein. Jetzt zu den Tauben auf der Stange. Tauben halt. Muss ich mehr sagen? Belanglose gurrende Viecher. Streuen Federn in die Gegend, als wären sie allein auf der Welt. Und überall wird hingekackt ... Man fragt sich, wie es kommt, dass so kleine Vögel derart viel Dreck machen. Unhygienisch finde ich das. Aber den Hühnern ist es gleich, in was sie herumscharren. Ja, jetzt sind wir schon bei den Hühnern. Hässliche Vögel, die sind schnell abgehakt. Hast du sie gesehen, da hinten in ihrem Auslauf? Nein? Egal, nichts verpasst. Dämliche Gackerliesen, in Federn verpackt. Hopp, weiter zu den Perlhühnern. Die Perlhühner ... tja ... habe ich gerade gesagt, dass die Hühner dämlich gackern? Dann hör dir erst mal die Perlhühner an! Als hätten sie kein Hirn in ihren Mini-Köpfen, kakeln sie sich noch lange nach Sonnenuntergang heiser und rennen hysterisch durch die Gegend.

Wie? Du findest ihr Gefieder schön?

Im Ernst jetzt? Weiße Tupfen auf schwarzem Grund, hmmm, mich beeindruckt das nicht sonderlich. Eintönig, altbacken, stillos ... und das ist noch freundlich ausgedrückt.

He, soll ich mal meine Schwanzfedern aufstellen? Da ist sie, meine Schleppe, schau her! So, jetzt schlage ich ein Rad. Das haut dich um, was? Verstehe ich gut, kein anderer Vogel kann mit solcher Pracht aufwarten. Tja, nicht nur du, alle Menschen bestaunen mich. Schauen mich an, bis ihnen die Augen übergehen. Manchmal sitzt einer da und macht Notizen. Worüber? Na, über meine Schönheit doch wohl. Wie anmutig ich bin, wie elegant und majestätisch.

Weißt du was, ich schlage gleich noch ein Rad. Mach ich gern, kein Thema! Du sollst dich ja überzeugen können, wie schön ich bin. Und wenn du genau hinschaust, siehst du, dass meine Schwanzfedern zurückschauen.





DAS TIER ALS STUDIENOBJEKT

Um 500 vor Christus erfuhr das Gebiet des heutigen Griechenlands eine Blütezeit. Die Menschen lebten in Stadtstaaten. Jede Stadt bildete mit ihrer nahen Umgebung eine Art Mini-Land mit eigener Regierung. Innerhalb der Mauern entfaltete sich eine große Kreativität. Schauspielkunst, Dichtung, Architektur, Bildhauerei ... in allen Bereichen gab es neue aufregende Entwicklungen. Die Philosophen Sokrates, Platon und Aristoteles sollten das Denken in der westlichen Welt grundlegend verändern. Auch in den Wissenschaften tat sich viel. Die alten Griechen interessierten sich für so ziemlich alles und gewannen bedeutende medizinische und naturkundliche Erkenntnisse. Und sie entdeckten das Tier als Studienobjekt. Zuvor hatten Tiere als Nahrung gedient, als Lieferanten von Eiern, Milch und Wolle oder als Arbeitshilfe. Außerdem hielten Herrscher und Aristokraten wilde Tiere, um zu demonstrieren, wie reich und mächtig sie waren. Seitens der Wissenschaft aber hatte es kein nennenswertes Interesse an Tieren gegeben. Das änderte sich nun. Manche Stadtstaaten besaßen eine kleine Sammlung exotischer Tiere, die auf Reisen oder bei Militärexpeditionen gefangen worden waren. Die Tiere dienten der Unterhaltung der Menschen, wurden aber auch ernsthaft erforscht. Weil in den Stadtstaaten wenig Platz für große Gartenanlagen war, die Menschen aber gern Tiere anschauten, baute man Volieren. Darin hielt man Tauben, Hühner, Enten und afrikanische Perlhühner. Wer einen Indischen Pfau sein Eigen nannte, konnte mit zahlreichen Besuchern rechnen. Aus dem weiteren Umland strömten sie herbei, um den seltenen Vogel zu bestaunen. Auch Wissenschaftler waren darunter. Die bewunderten nicht nur die prachtvollen Schwanzfedern des Vogels, sondern studierten auch seinen Körperbau, beobachteten, wie er sich bewegte, und interessierten sich für die Laute, die er ausstieß. Einer von ihnen schrieb all das auf: Es war der schon erwähnte Philosoph **Aristoteles**.

☞ Man nennt **Aristoteles** den Begründer der Biologie. Er hatte ein großes Interesse an der Natur und an Tieren. Und nicht nur einen scharfen Blick für seine Studienobjekte, sondern auch eine Vorliebe fürs Ordnen und Klassifizieren. Das schlug sich in seinen Schriften nieder. Er suchte nach Gemeinsamkeiten der Tiere und teilte sie in Gruppen ein. So ordnete er zum Beispiel alle Vögel der gleichen Gruppe zu, weil sie Federn, Flügel und Schnäbel hatten. Logisch, denkst du wahrscheinlich. Aber Aristoteles war der Erste, der solche Dinge in einer Tierenzyklopädie festhielt. Darüber hinaus versuchte er zu verstehen, aus welchem Grund Tiere bestimmte Verhaltensweisen zeigen. Den Pfau zum Beispiel hielt er für eitel und missgünstig. Aristoteles war der Überzeugung, dass es eine natürliche Rangordnung gab, in der alles Lebendige seinen Platz hatte – je nach dem Grad seiner Vollkommenheit. In dieser Rangordnung, die er «Leiter des Lebens» nannte, standen die Menschen über den Tieren und die Tiere über den Pflanzen. Die Krone des Ganzen bildeten die Götter, und ganz unten, als Anhängsel sozusagen, war die unbelebte Natur angesiedelt, also Erde, Steine und dergleichen. Aristoteles verfasste seine Schriften im 4. Jahrhundert vor Christus, und sie waren 2.000 Jahre lang maßgeblich für alle, die sich wissenschaftlich mit Tieren beschäftigten. Im 16. Jahrhundert begannen Gelehrte dann, ihre eigenen Werke darüber zu schreiben. Dennoch blieben Aristoteles' Aufzeichnungen noch lange eine wichtige Inspirationsquelle.

Aspisviper

— 30 vor Christus, Ägypten



Tsss ... üble Geschichte. Ssehr üble Geschichte! Die Menschen denken sich alles Mögliche aus. Ob sie wohl selber glauben, was sie sagen? Die Frau ist jedenfalls tot. Die mit der Nase. Sie war berühmt. Ein Männermagnet, ein Prachtweib, eine Königin. Sie heiratete ihren jüngeren Bruder. Später hatte sie einen römischen General als Geliebten. Danach einen anderen General. Eine unvergleichliche Schönheit, sagen manche. Für andere war sie eine hässliche Hexe. Schön ... hässlich ... mir sind solche Sachen egal, ich bin eine Schlange. Und jetzt ist sie also gestorben. An einer Krankheit? An einem Unfall? Nein, Selbstmord war es. Was das ist, wusste ich erst gar nicht. Den Tod kennen wir Aspisvipern, schließlich töten wir, um zu essen. Eidechsen, Mäuse, Maulwürfe ... Eine Dosis Gift rein, und schon hört das Zappeln auf. Praktisch. Nützlich. Aber dass wir uns selbst töten? Tsss, niemals! Warum sollten wir? Wer hätte etwas davon? Die Frau hat es aber gemacht. Keine Ahnung, warum. Zwei Dienerinnen starben mit ihr. Ebenfalls Selbstmord, oder nennt man das nicht so, wenn jemand anderes die Idee hatte? Egal. Um die toten Frauen geht es mir nicht.

Worum dann?

Um Folgendes:

Es heißt, die Frau hätte sich von einer Aspisviper beißen lassen. Ist das zu glauben? Wahnsinn! Und überhaupt – falls es eine von uns war, dann war es kein Selbstmord, sondern Mord. Und das wiederum kann nicht sein. Noch nie hat eine Aspisviper etwas Größeres getötet als einen Igel oder eine Ratte. Für größere Beute reicht unser Gift nicht.

Und ich wiederhole – Hallo! Herhören! – warum sollten wir? Als ob wir eine ganze Frau verschlingen könnten! Undenkbar, dafür sind wir nicht groß genug. Und auch nicht dran interessiert.

Üble Geschichte, echt. Ssehr üble Geschichte!



Falls du doch Zweifel hast und sagst
«Wo Rauch ist, ist auch Feuer», dann
antworte ich: Wir haben ein Alibi! Die Frau
ist in Ägypten gestorben, und dort kommen
wir gar nicht vor. Hundertpro nicht. Ägypten,
wo liegt das überhaupt? «Können Sie mir den
Weg nach Ägypten sagen?» Tut uns leid, keine
Ahnung. Europa: Da leben wir! Südeuropa, wenn
du es genau wissen willst. Das Meer ist für uns
die Grenze. Darum: Nein, wir haben die Frau nicht
vergiftet, aus dem einfachen Grund, weil wir sie nicht
vergiften können.

Aber die Menschen interessiert das nicht. Sie behaupten,
ohne mit der Wimper zu zucken: «Kleopatra hat sich und ihren
Dienerinnen mit dem Gift einer Aspisvipere das Leben genommen.»
So läuft das. So setzt man Gerüchte in die Welt.
Unssinn, Wahnsinn.
Tsss ...



DAS TIER ALS MYTHOS

Das alte Ägypten war eine Zivilisation, die vor etwa 5.000 Jahren am Nil entstand. Durch regelmäßige Überschwemmungen gelangte fruchtbarer Schlamm auf das angrenzende Land. So konnte sich eine landwirtschaftlich geprägte Gesellschaft entwickeln, die zu Wohlstand kam und über die Könige und Königinnen, Pharaonen genannt, herrschten.

Für die Ägypter endete das Leben nicht mit dem Tod. Sie glaubten an ein Jenseits und bestatteten ihre Pharaonen in monumentalen Grabstätten, von denen die Pyramiden die bekanntesten sind. An den Wänden der Grabkammern bildete man unter anderem **Götter** ab – zum Schutz der Toten. Die letzte Pharaonin war Kleopatra VII. Mit 18 Jahren kam sie an die Macht und heiratete ihren jüngeren Bruder (was zur damaligen Zeit nicht ungewöhnlich war). Ungewöhnlich war dagegen das jahrelange Ausbleiben der starken Nilfluten, was zu Missernten führte, sodass die Menschen Hunger litten. Hinzu kam die Bedrohung durch das Großreich der Römer. Sie wollten nichts lieber, als Ägypten unter ihre Herrschaft bringen. Doch sie hatten die Rechnung ohne die kluge Kleopatra gemacht. Die junge Pharaonin begann ein Verhältnis mit dem mächtigen römischen Feldherrn Julius Caesar, das ihr den Thron sicherte. Und nach Caesars Tod wurde ein anderer römischer Feldherr ihr Geliebter: Marcus Antonius.

Lange galt Kleopatra als unglaublich schön und man sagte ihr nach, sie habe jeden Mann um den Finger wickeln

können. Heutzutage zweifeln manche Altertumsforscher an ihrer Schönheit und gehen sogar davon aus, dass sie hässlich war. Wer hat nun recht? Es sind nur wenige Bildnisse von Kleopatra erhalten, und ihr Grab wurde nie entdeckt. Im Jahr 2007 jedoch fand man eine alte römische Münze mit ihrem Porträt. Schmale Lippen, fliehende Stirn, spitzes Kinn, Hakennase ... das dürften auch im alten Ägypten keine Merkmale von Schönheit gewesen sein.

Als Marcus Antonius von einem anderen Römer namens Octavian herausgefordert wurde, trug der Letztere bald den Sieg davon. Kleopatra wendete ihre Verführungskünste ein letztes Mal an. Aber bei Octavian wirkten sie nicht, und sie beging Selbstmord. Wie, darüber sind sich die Historiker uneinig. Lange Zeit glaubte man, sie habe sich selbst und ihre Dienerinnen von einer Aspisviper beißen lassen. Da diese Schlange in Ägypten aber nicht vorkommt, ging man später davon aus, dass es eine Ägyptische Kobra war. Und noch später verschwand die Schlange ganz aus der Geschichte. Kleopatra habe einen Giftrank zu sich genommen, hieß es dann. Mit einer Mischung aus Opium und Saft vom Schierling und vom Eisenhut habe sie ihrem Leben ein Ende gesetzt. Es wird aber auch bezweifelt, ob sie sich selbst umbrachte. Einige vermuten, dass sie von Octavian ermordet wurde.

Wie auch immer, Kleopatras Tod bedeutete das Ende des Pharaonenreichs. Octavian machte Ägypten zu einer römischen Provinz, über die er als Kaiser Augustus herrschte.

- 👁 Den alten Ägyptern galt die Natur als heilig. Viele ihrer **Götter** bildeten sie mit einem Tierkopf ab. Der berühmteste ist der Sonnengott Ra, dem man die Erschaffung der Welt zuschrieb. Halb Mensch und halb Falke, so wurde er dargestellt. Ras Gegenspieler, den man mit der Finsternis und mit bösen Mächten in Verbindung brachte, war Apophis, eine ungeheuer große Schlange. Apophis versuchte, den Sonnengott zu stürzen, um so zu verhindern, dass die Sonne weiterhin aufging. Das gelang nicht, und der Schlangendämon wurde bei dem Kampf so schwer verletzt, dass er stark blutete. Den alten Ägyptern zufolge ist es Apophis' Blut, das dem Sonnenaufgang sein rotes Leuchten verleiht.





Löwe ▶

Löwe

— 278, Italien

Sie schmecken seltsam. Viele Knochen, wenig Fleisch. Leicht zu töten sind sie auch, denn man legt sie mir einfach hin. Wenn sie davonrennen, was selten vorkommt, genügt ein Satz, und ich habe sie. Sie schreien, aber nicht lange. Meine Pranke erstickt jeden Schrei.

Früher war das anders. Zebras halten nicht still, wenn man ihnen das Genick brechen will. Und Warzenschweine warten nicht darauf, dass man ihnen die Halsschlagader durchbeißt. Jagen musste ich, stundenlang, und oft ohne Erfolg. Meine Zähne und Krallen sind exzellente Waffen, aber Zebras und Warzenschweine sind nicht dumm. Fliehen ist ihre Natur. Und so ungern ich es zugebe, sie sind gut darin.

Aber diese Zeiten sind vorbei. Durchs hohe gelbe Gras anschleichen, zuschlagen und später zufrieden in der Sonne liegen, meine Löwinnen und Welpen im Blick – das alles hat mit jenem Tag aufgehört, an dem sie ein Netz über mich warfen.

Ich lag allein auf einem Stein, hatte mich für ein Weilchen vom lebhaften Treiben der Gruppe zurückgezogen. Die Wärme und das eintönige Summen der Insekten hatten mich dösig gemacht. Ein verhängnisvoller Moment, denn so hörte ich sie nicht kommen. Ich habe gekämpft, wie nur ein Löwe es vermag – gebrüllt, gekratzt und gebissen. Sie sprangen behände weg, außer Reichweite meiner Zähne und Krallen. Es folgte eine entsetzliche Reise. Ich war in einem Käfig eingesperrt. Manchmal spürte ich einen Stoß unter mir, dann wieder war da ein starkes Schwanken, sodass ich hin und her geschleudert wurde. Der Hunger zerfraß mich, ich wurde rasend vor Verzweiflung.

Und dieser Hunger ist nie mehr weggegangen. Es ist hier anders als in der Savanne. Wenn ich dort kein Tier erlegen konnte, gab es immer die Hoffnung auf ein erfolgreiches nächstes Mal. Diese Hoffnung verlieh mir Schnelligkeit und Kraft. Sand stob auf, wenn ich mich auf meine Beute stürzte. Ich schlug, ich zerrte, ich riss. Frisches Blut schmeckt unvergleichlich.

Jetzt lebe ich in einem Käfig. Im Halbdunkel. Ich weiß nie, wann ich wieder eine Mahlzeit bekomme. Der Hunger macht mich verrückt, macht mich taub und blind. Nichts lenkt mich von den schmerzhaften Stichen im Bauch ab. Bis der Moment kommt, wenn das Gitter aufgeht und ich ins grelle Licht hinausgejagt werde, wo eine Beute mich erwartet.

Merkwürdige Tiere sind sie, diese Christen. Sie sind von der gleichen Art wie jene, die das Netz über mich warfen. Nur haben sie keine Netze. Sie haben nichts. Ich rieche ihre Angst. Um mich herum erhebt sich ohrenbetäubender Lärm. Hinter Brüstungen verschanzt sitzen Tausende Artgenossen meiner Beute. «Töte den Christen! Töte den Christen!», schallt es. Als würde ich noch einen Ansporn brauchen.

Ich spanne die Muskeln zum Sprung. Gleich stiebt Sand auf. Wenn dieser eine doch nur davonrennen würde, dann könnte ich endlich wieder einmal richtig jagen ...

Die Menge brüllt wie von Sinnen. Ich brülle auch. Nach meinen Löwinnen. Nach meinen Welpen. Nach dem gelben Gras der Savanne, das ich nie mehr sehen werde. Mit einem Satz bin ich bei ihm. Gier erfasst meinen ganzen Körper. Ich schlage, ich zerre, ich reiße.

Und ich töte.

DAS TIER ALS MACHTDEMONSTRATION

Das Römische Kaiserreich erstreckte sich von der Stadt Rom aus über die Länder rund ums Mittelmeer. In seiner Blütezeit umfasste es weite Teile Westeuropas, des Balkans und Vorderasiens. Gegründet wurde es im Jahr 27 vor Christus, und es existierte ganze 500 Jahre. An seiner Spitze stand der Kaiser. Er hatte die absolute Macht, und weil ihm diese von den Göttern verliehen war, mussten die Menschen ihn wie einen Gott verehren.

Viele römische Kaiser besaßen Privatsammlungen von wilden Tieren wie Elefanten, Löwen, Affen, Flusspferde, Krokodile, Bären, Tiger, Wisente. Sie wurden aus allen Teilen des Reichs und noch weiter entfernten Gegenden per Schiff nach Rom gebracht. Die Tiere waren ein Ausdruck der kaiserlichen Macht, und viele von ihnen wurden bei Kämpfen in der Arena eingesetzt.

Die größte Arena Roms war das Kolosseum. Mehr als 50.000 Menschen fanden darin Platz. Wenn die sogenannten «Spiele» stattfanden, war das Kolosseum bis auf den letzten Platz besetzt. «Spiele», das klingt nach Sport und Spaß, aber es waren Kämpfe auf Leben und Tod.

Es gab Kämpfe zwischen wilden Tieren und zwischen wilden Tieren und Menschen, den **Bestiarii**. Um die Mittagszeit wurden den Tieren verurteilte Gefangene vorgeworfen. Und den Schluss und Höhepunkt des Tages in der Arena bildeten die Gladiatorenkämpfe. Dabei traten Berufskämpfer gegeneinander an.

Die Römer waren versessen auf Gewalt. Je mehr Blut floss, desto lauter jubelten sie. So fanden im Kolosseum schätzungsweise eine Million Tiere den Tod. Man hielt sie in Käfigen im Untergeschoss der Arena und ließ sie oft hungern, damit sie am Tag ihres «Auftritts» besonders blutrünstig waren.

Man warf den Tieren aber nicht nur Gefangene zum Fraß vor, sondern auch Christen. Sie bekannten sich zu Jesus, einem Zimmermannssohn, der behauptete, Gottes Sohn zu sein. Aber nicht eines römischen Gottes, sondern eines neuen. Das hielt man für ketzerisch, darum ließ der römische Präfekt Pontius Pilatus Jesus ans Kreuz nageln. Aber auch nach dessen Tod betrachteten die Christen den Kaiser nicht als gottgleich und hingen weiter ihrem Glauben an. Darin sahen manche Kaiser eine Bedrohung ihrer Macht. Sie verfolgten die Christen und ließen sie in der Arena töten. Wie des Öfteren in der Geschichte, wenn eine Gruppe von Menschen eine andere mundtot machen will, gelang das nicht. Es trat sogar das Gegenteil ein: Immer mehr Römer wandten sich dem verbotenen Christentum zu. Schließlich hatte es so viele Anhänger, dass es im Jahr 380 zur offiziellen Religion im Römischen Reich ausgerufen wurde.

- ☞ **Bestiarii** waren ausgebildete Kämpfer, die in der Arena mit Waffen gegen Elefanten, Löwen und Flusspferde antraten, um ihre Tapferkeit und Stärke zu beweisen. Gelang es dem Bestiarius, das Tier zu töten, trug ihm das neben Ehre auch Geld ein. Anders verhielt es sich bei den verurteilten Gefangenen und den Christen. Ihnen gab man keine Waffen. Man warf sie den Tieren oft nackt vor.

